Oliver Tanzer | Wien

geb. 1967, Publizist, leitender Redakteur für Außenpolitik und Wirtschaft bei der österreichischen Wochenzeitung *Die Furche*

olivertanzer@furche.at

Die Mathematik der Güte

Zur Logik der Barmherzigkeit

Dieser Essay besteht aus drei einfachen Thesen und Beweisführungen aus Bibel, Politik und Ökonomie. Sie sollen zeigen, *dass* die Demagogen in diesen Tagen nicht Wähler(innen) gewinnen, sondern Wähler(innen) verlieren; *dass* die Barmherzigkeit die erfolgreichere und gesellschaftlich wie ökonomisch logische Art sozialer Gestaltung ist; *dass* Barmherzigkeit neu gedacht werden muss, um ihre transzendente Macht entfalten zu können.

Der doppelte Mantel

Es ist ein leichtes Unterfangen, in politischen Zeiten wie diesen über die Barmherzigkeit zu sprechen. Kurz und knapp ginge das: Die Barmherzigkeit scheint nicht mehr zu existieren, jedenfalls nicht in der Politik, welche die Gesellschaft ja steuern soll. Sie hat sich in entfernte Nischen zurückgezogen, zur Caritas oder zu den wenigen verbliebenen Helfer(inne)n in den Flüchtlingsunterkünften. Die Barmherzigkeit schweigt, sie wird von den anderen überbrüllt; von jenen mit den kurzen, prägnanten Botschaften, den Dämagog(inn)en und Projektor(inn)en, die Schuld und Verantwortung immer bei den anderen finden.

Wie jeden November wurde auch 2016 das Martinsfest gefeiert. Martin befand sich in einer ähnlichen gesellschaftlichen Situation. Das System – wenn man das römische Reich unter Julian Apostata so bezeichnen will – war ein Kriegssystem. Auch dort hatte Barmherzigkeit nichts verloren. Und doch hat sie im Fall des hl. Martin gewonnen: Er ist zur Zeit Julians als Soldat der römischen Legion in Amiens zugeteilt. Eines Winternachts begegnet die Streife, in der Martin dient, einem Bettler. Es ist bitterkalt. Da teilt Martin seinen Mantel. Das ist die Geschichte.

Erstaunlich ist nicht nur die Tat selbst, sondern auch die Begründung, die Martin in einer Legende nachgesagt wird. Als ihn ein Soldatenkamerad anklagt, den Mantel seiner Uniform, also des Kaisers Eigentum, halbiert zu haben, sagt Martin nicht etwa: „Es war meine menschliche oder christliche Pflicht das zu tun." Er sagt vielmehr: „Ich habe den Mantel nicht zerteilt, ich habe ihn verdoppelt."[1]

Das ist wichtig, denn dieser Effekt – nennen wir ihn „Verdoppelung durch das Gute" – ist eine mathematische Glaubensarithmetik, die uns immer wieder auch in den Gleichnissen des Neuen Testaments begegnet. Tatsächlich verdoppelt Martin das Kapital der Barmherzigkeit, welche nun auch auf den Bettler fällt.

Ungefähr so verhält es sich heute mit der Barmherzigkeit. Sie ist umgeben von einer sich verdichtenden Kälte, ähnlich wie damals in der Winternacht von Amiens. Und trotzdem ist die Kälte schwächer. Denn sie lebt nicht von der Verdoppelung wie die Barmherzigkeit, sondern von der Teilung. Sie gewinnt nicht hinzu. Im Gegenteil, sie teilt die Wählerschaft. Sie schneidet weg, wo Martin gewinnt. Sie verengt, spaltet und radikalisiert, ohne dabei ideologische Wurzeln zu haben. Die Ideologie besteht in der Teilung selbst, sie ist nicht mehr als das.

Donald Trump hat dieses Spiel mit allen Teilen und Randgruppen der amerikanischen Gesellschaft gespielt: mit den Hispanics, den Farbigen, den Frauen und den Chinesen, den Koreanern und den Muslimen. Trotz seines Wahlsieges muss man festhalten: Noch nie hat ein siegreicher amerikanischer Präsidentschaftskandidat so viele Wähler(innen) verloren. Das wird nachhaltige Konsequenzen haben, denn die Gesellschaft bleibt tief gespalten und kein Staatsoberhaupt kann auf Dauer gegen den Widerstand des Volkes regieren. Wenn es eine eherne Regel der Demokratie gibt, dann ist es diese.

Selbstbarmherzigkeit und Demagogie

Trump hat in absoluten Zahlen also nicht über die Hälfte der Amerikaner(innen) für sich gewonnen, er hat im Gegenteil über die Hälfte verloren und nur der Wahlmodus hat ihm sein neues Amt gebracht. Wenn wir Martin von Tours und Donald Trump nebeneinanderstellen, dann war Martin um das 150fache effizienter. Denn er gewann doppelt, während Trump vom Ganzen die Hälfte verlor.

Was bringt uns diese alte Geschichte über den heiligen Soldaten? Sie gilt immer noch. Denn wir können noch Weiteres schließen: Martin war standhaft und hat sich nicht gescheut, die Wahrheit zu sagen und die Unwahrheit anzuklagen. Seine Standhaftigkeit galt selbst vor dem Kaiser persönlich. Da ging er hin und sagte: Ich werde nicht mehr mit deinen Waffen kämpfen, Imperator.[2] Martin war also nicht nur barmherzig gegen die Armen, also milde nach unten hin, er war

1 St. Martin: Soldat, Asket, Menschenfreund. TV-Dokumentation von F. Kalteis. D. 2016.
2 Vita Sancti Martini, Sulpicius Severus http://www.thelatinlibrary.com/sulpiciusseverusmartin.html (Stand: November 2016).

auch hart gegen die Obrigkeit. Das ist das Gegenteil von der heute üblich gewordenen Gangart in Politik und Wirtschaft: nach oben zu buckeln und nach unten zu treten.

Unbotmäßigkeit nach oben, Milde nach unten. Was sehen wir heute? Trump befindet sich in der Phase der Fremdläuterung. Er wird ausgerechnet durch das Establishment geläutert, das er beschimpft und verdammt hat. Die meisten amerikanischen Medien, die Politiker(innen) und das Establishment meinen nun in einer eilfertigen Verbeugung vor der Totalität des Faktischen, „er wird sich schon mäßigen und nicht alles gefährden". Aber dazu fehlen die Grundvoraussetzungen. Denn damit eine(r) umkehrt, braucht es Einsicht, Reue und den Willen zum Besseren. Ist das zu erkennen? Es ist bekannt, was der neue Präsident der USA auf die Frage sagte, ob er denn Dinge bereue, die er im Wahlkampf gesagt hat? Er sagt dazu: „Nein, ich habe nichts zu bereuen, denn ich habe gewonnen." Aber selbst wenn Trump, wie es nun den Anschein hat, die dümmsten seiner Vorhaben nicht umsetzt, muss er seinen Anhänger(inne)n, – die gejohlt und gejubelt haben bei seiner Minderheitenhetze und seinen Rassismen –, beibringen, warum er seine Versprechen nicht einlöst, warum er gelogen hat und warum das alles falsch war. Und würden sie ihm dann vergeben? Ich bezweifle das. Sie werden die Feuer, die Trump entfacht hat, mit ihrem Willen zur Destruktion und Rache weiter schüren, ohne dass Trump noch darauf Einfluss nehmen könnte. Es ist nicht auszuschließen, dass Trump nun selbst ein Sicherheitsproblem mit seinen ehemaligen Fans aus den Schießbuden des Radikalpatriotismus bekommt.

Sollte nun aber der Rest der Gesellschaft in einer politischen Weise barmherzig sein? Sollen die Ausgegrenzten und Beleidigten Trump vergeben und dem, was er repräsentiert, nachgeben? Ich meine, diese Barmherzigkeit würde eigentlich nicht Donald Trump gelten, sondern den Vergebenden selbst. Sie würden vergeben so wie die Mächtigen Amerikas ihrem Präsidenten vergeben. Weil sie vergessen wollen und ihnen der Konflikt mit der Macht unangenehm ist. Sie wollen nicht kämpfen und sie wollen nicht aufstehen.

Das hat Tradition, wie eine Geschichte aus dem alten Rom zeigt: Der römische Philosoph Seneca war Lehrer des Kaisers Nero. Nero war ein maligner Narzisst und ein Psychopath. Seine Zerstörungswut wurde sprichwörtlich. Er war vom Glauben an eine neue Zeit besessen und diese neue Moderne sollte auf den Trümmern des Alten errichtet werden. Deshalb brannte Rom, deshalb starben hunderte und tausende Menschen. Nero wollte in diesem Sinne *Change*, egal um welchen Preis. Er war Neros Berater und gleichzeitig dessen Gefangener. Er versuchte es mit steter Barmherzigkeit. So schrieb er dem Kaiser eine Abhandlung sozusagen auf den Leib, eine wunderschöne Schrift über die Güte, die *Clementia*. Er lässt den Kaiser darin auftreten und sagen: „Strenge halte ich verborgen, Güte hingegen bereit". In der historischen Situation war das ein perverser Satz. Aber er entsprach dem Wunsch Senecas und vielleicht sogar dem Selbstbild des Patienten Nero. Hat das

etwas geholfen? Seneca sicher, denn er wurde nicht umgebracht. Aber er starb in tiefer Verzweiflung.

Diese Geschichte aus dem alten Rom ist eine Geschichte über politische und persönliche Barmherzigkeit am falschen Platz. Senecas Kalkül konnte nicht aufgehen, weil die Einsicht in die eigenen Taten und die Reue bei Nero vollkommen fehlten. Was heute fehlt, ist also nicht nur das Einsehen bei den Unbarmherzigen, sondern auch das entschiedene Aufstehen gegen eine Sprache der Gewalt wie Trump und auch die europäische Rechte sie predigen. Sie wollen Erfolg und sie geben alles für diesen Erfolg; und, so wie Trump auch um den Preis des Verlustes der Hälfte der Gesellschaft.

Herr Bulgari und die Mildtätigkeit

Aber unsere falsche Barmherzigkeit würde uns die Möglichkeit nehmen, auf die eigentlichen Ursachen der politischen Misere einzugehen. Die Ursache ist eine ökonomische Maschine, die sich verselbstständigt hat. In den USA haben die oberen 5 % der Gesellschaft zwischen 1998 und 2008 ganze 89 % der wirtschaftlichen Gewinne eingestrichen. Der Reichtum der reichsten 400 Menschen der Gesellschaft hat sich verfünfundzwanzigfacht. Die Realeinkommen der Restbevölkerung sind gesunken. Aus den Gefilden der Finanzwirtschaft fließen die Gewinne nicht mehr in die Realwirtschaft zurück. Sie vermehren sich in unzugänglichen Sphären selbst, schaffen keine Jobs mehr und kein Vermögen der Vielen. Dieses System hat sich durch Deregulierung entkoppelt und Trump wird jene Regulierungen, die nach dem Crash verabschiedet wurden, wieder zurücknehmen.

Die Ungerechtigkeit wird steigen, wie die Enttäuschung der Enttäuschten und Abgehängten. Es ist dabei nicht die Armut selbst, die den Riss in der Gesellschaft schafft. Denn die Armut sinkt absolut und sogar global gesehen. Es ist die Schau des Reichtums und des Protzes, die den gesellschaftlichen Konsens in Frage stellt.

Im Sommer 2013 war ich als journalistischer Beobachter einer Konferenz über Philanthropie, wie die Barmherzigkeit der Reichen gerne bezeichnet wird, in den Vatikan eingeladen. Wir wurden in Arbeitskreise und Debattenzirkel eingeteilt. Bei einem dieser Gespräche kam ich neben Paolo Bulgari, dem Schmuckhersteller, zu sitzen. Als dieser begann, sich über die bösen Staaten zu beklagen, die den guten Reichen keine Möglichkeit geben, ihre Gelder für ihre guten Zwecke zu spenden, fiel mir ein: Der ideale Zustand der Gesellschaft wäre doch eigentlich dann erreicht, wenn wir die Philanthropie nicht mehr benötigen. Eine Welt ohne Philanthropie und Bulgari-Stiftungen ist tatsächlich eine bessere Welt, in der es so vielen so viel besser geht, dass die Reichen ihr Geld behalten können. So sagte ich das dann auch. Herr Bulgari hat gelacht.

Sollte sich nicht unsere Art der Barmherzigkeit von Teilen unserer „Demonstrativen Barmherzigkeit“ lösen? Jener Barmherzigkeit, die sich selbst über alles

andere stellt? Zwei Gedanken dazu, den einen von Thomas Bernhard (den Hinweis darauf verdanke ich dem Philosophen Franz Schuh), den zweiten von Jesus. Ein ungleiches Paar, gewiss; aber dann auch wieder nicht.

Die zwei Barmherzigkeiten

Bernhards Stück über eine reiche und barmherzige Dame heißt *Ein Fest für Boris*. Die Dame lebt in einem Schloss. Im Park des Schlosses ist eine Anstalt, in der Gehandicapte eingeschlossen sind; Bernhard nennt sie Krüppel. Die Dame genießt es, von jenen Krüppeln hofiert zu werden, die sie aus der Anstalt herausholt. Was macht sie noch? Sie schafft ein Drohszenario: Sie lässt alle Bäume im Park abholzen, damit die befreiten Krüppel, die nun ihre Diener sind, immer wissen, woher sie kommen. Die Anstalt und ihr Anblick sind eine Drohung.

In ganz ähnlicher Weise funktioniert unsere Barmherzigkeit für die Flüchtlinge oder die Armen dieser Welt. Wir helfen, damit wir angesehen werden. Wer sich trotz unserer Hilfe als Sünder(in) oder gar Verbrecher(in) herausgestellt hat, den verwerfen und verdammen wir als „undankbar". Die Lady in dem Stück wird am Ende von den erlösten Krüppeln mit einem Chorus bedient: „Dankeschön, Dankeschön, Dankeschön." Dass das Stück bei den Salzburger Festspielen abgelehnt wurde, für die es geschrieben wurde, ist nicht weiter erstaunlich.

Im Neuen Testament haben wir eine interessante Geschichte, die sich auch auf diesen Konflikt zwischen Barmherzigkeit und egoistischer Barmherzigkeit anwenden lässt. Die Geschichte vom Licht, das unter den Scheffel gestellt wird, findet sich bei Lukas und bei Matthäus, aber in vollkommen verschiedenen Interpretationen. Matthäus schreibt: „Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berg liegt kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und stülpt ein Gefäß darüber, sondern man stellt es auf einen Leuchter; dann leuchtet es allen im Haus. So soll euer Licht vor den Menschen leuchten damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen." (Mt 5,14–16)

Die Art der Barmherzigkeit, wie sie in Politik und Wirtschaft geübt wird, nimmt sich nur den vorletzten Satz heraus und zu Herzen: „Tue Gutes und rede darüber." Das ist, was die Dame bei Bernhard macht. Sie tut Gutes und redet darüber und lässt darüber reden, so sehr, dass daraus eine sadistische Show wird. Sie zieht aus dem Leiden anderer Gewinn. So agiert die Frau und ein Teil der philantropischen Helfer(innen), indem sie Dankbarkeit für Hilfe einfordern, nach dem Motto: „Was habe ich nicht alles für euch getan, und ihr, ihr seid undankbar!" So ist das emotionale Drehkreuz der Nächstenliebe in der Silvesternacht in Köln zustande gekommen, eine Abwehrreaktion in Gestalt einer drastischen emotionellen Abwertung und Angstreaktion: Die undankbaren Fremden haben sich über die Frauen hergemacht und nun sollen sie bestraft werden. Diese gefühlte Undankbarkeit gab Pegida nachhaltigen Auftrieb und hievte in Österreich die

FPÖ in den Umfragen auf den ersten Platz. Man eignete sich bereitwillig das Gefühl an, nun Opfer von Opfern geworden zu sein. Das rechtfertigt letztlich sehr viel und für manche sogar das Brandgericht an Flüchtlingsheimen. Wir können, wenn wir wollen, diese Menschen verstehen – jene, die sich radikalisieren und die sich den Demagog(inn)en anschließen, aber dürfen wir ihnen nachlaufen, indem wir ihren Forderungen nachgeben? Warum sollten wir uns von ihrer Krankheit anstecken lassen? Der Notstand, den die österreichische Bundesregierung dem Land per Gesetz verordnet hat, ist aus der oben beschriebenen Barmherzigkeits-Paranoia geboren. Der Notstand ist das Symptom einer Krankheit, die sich in die Politik gefressen hat. Diese Krankheit heißt Feigheit vor der eigenen Courage, sie heißt Angst vor dem Vorwurf der Abgehobenheit und der *Political Correctness*. Sie bedeutet letztlich einen Zivilisationsverlust, mit der Pikanterie, dass der Zivilisationsverlust vorgibt, die Zivilisation zu verteidigen.

Die Lichter und der Scheffel

Wie ginge es anders? Hier kommt das, was ich die Interpretation der Nachhaltigkeit nenne und des Glaubens: Der Evangelist Lukas beschreibt die Geschichte vom Licht und dem Scheffel wie folgt: „Niemand zündet ein Licht an und deckt es mit einem Gefäß zu oder stellt es unters Bett, sondern man stellt das Licht auf einen Leuchter, damit alle, die eintreten, es leuchten sehen. Es gibt nichts Verborgenes, das nicht offenbar wird, und nichts Geheimes, das nicht bekannt wird und an den Tag kommt. Gebt also acht, dass ihr richtig zuhört! Denn wer hat, dem wird gegeben werden; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er zu haben meint.“ (Lk 8,16–18)

Das Licht ist hier nicht mehr das Licht der Dame, die mit ihren Taten protzen muss, um sich selbst zu erhöhen. Dieses neue Licht ist voll von Vertrauen und Selbstvertrauen und von einer tiefen transzendenten Würde: ‚Das Gute, das du tust, wird gesehen, es ist ein Zeichen an der Ewigkeit.‘ Wer den Glauben an diese Ewigkeit nicht hat, dem wird die Fassade seiner Gutmütigkeit heruntergerissen und er wird nackt dastehen, selbst wenn er ein paar seiner Millionen und Milliarden an Geld und Gold gespendet hat, als Zeugnis des eigenen Ruhms.

Die Barmherzigkeit des Lukas hat verstanden, was der heilige Martin verstanden hat: Die Barmherzigkeit ist kein Dienst am Nächsten, der belohnt wird, wie eine Hand die andere wäscht; sie ist ein Dienst an der eigenen Erlösung.

Ein jüdischer Schwank über zwei Rabbis erzählt, dass der eine die Angewohnheit hatte, den Armen im Vorbeigehen etwas zuzustecken. Er hatte aber eine Marotte: Er gab zunächst einen Denar, um dann noch einmal in die Tasche zu fahren und einen zweiten zu geben. Tag für Tag passierte das gleiche. Der andere Rabbi war verwirrt und fragte, was der Kollege denn da tue. Der Rabbi sagte: „Ich gebe zweimal, denn ich will, dass sich der Schmerz des Gebens verdoppelt.“

Sklaven der Güte

Wie anders müssten die Fremdengesetze geschrieben werden, wenn wir uns in diesem Punkt tatsächlich zu unserem christlich-jüdischen Erbe bekennen würden? Wie würde das Zusammenleben der Siedler(innen) mit den Palästinenser(inne)n im Westjordanland aussehen? Es gibt ein ähnlich gestricktes Gleichnis, das Jesus erzählt, vom unnützen Sklaven und vom Reich Gottes. Da heißt es: „Wenn einer von euch einen Sklaven hat, der pflügt oder das Vieh hütet, wird er etwa zu ihm, wenn er vom Feld kommt, sagen: Nimm gleich Platz zum Essen? Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Mach mir etwas zu essen, gürte dich und bediene mich; wenn ich gegessen und getrunken habe, kannst auch du essen und trinken. Bedankt er sich etwa bei dem Sklaven, weil er getan hat, was ihm befohlen wurde? So soll es auch bei euch sein: Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen wurde, sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Sklaven; wir haben nur unsere Schuldigkeit getan.“ (Lk 17,7–10)

Der Sklave ist in diesem Gleichnis der Mensch vor Gott und seine Werke sind die Werke der Gerechtigkeit. Barmherzigkeit ist eine Selbstverständlichkeit. Sie hebt niemanden über den anderen; sie ist eine Pflicht. Das klingt aufs erste naiv und absurd. Aber gefordert ist hier nichts anderes als die Umwertung der Anerkennungsschemata in der Gesellschaft. Der Erfolg des Guten ist nicht mit einer Erhöhung des Einzelnen verbunden, sondern mit einer Aufwertung des von der Güte Beschenkten. Nicht der/die Wohltäter(in) ist der/die Schenkende, sondern der, dem wohlgetan wird. Die Dankbarkeit muss von jenem ausgehen, der einem anderen wohltun darf, wenn der Gedanke der Barmherzigkeit als ein bedingungsloses Geschenk Erfolg haben will. Die Barmherzigkeit versteht sich als Zuwendung ohne Selbsterhöhung oder narzisstische Motive. Sie macht sich nicht gut, sondern ist im wahrsten Sinne „selbstlos“.

Beide Arten, die transzendente und die ökonomische Barmherzigkeit, sind die einzigen Möglichkeiten, soziales Verhalten zu gewinnen. Aber gerade darin versagen heute die europäischen Gesellschaften. Sie fühlen sich von jeder Art der Barmherzigkeit überfordert. Darum geht es auch in dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter, das in diesen Tagen so oft zitiert und interpretiert wird: „Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen. Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber. Desgleichen auch ein Levit: Als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber. Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte es ihn; und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr ausgibst, will ich

dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme. Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste gewesen dem, der unter die Räuber gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen!“ (Lk 10,25–37)

Der Nächste und der Fernste

Wieder stehen wir vor einer paradoxen Situation. Es geht nicht um den Schwachen, dem geholfen werden soll. Es geht nicht einmal so sehr um die Person dessen, dem geholfen wird. Denn Jesus dreht mit seiner Frage die Perspektive um: Wer ist dem Opfer der Nächste? Damit ist der Nächste der Helfer, nicht das Opfer. Das Opfer ist die *conditio*, die Basis, die sich nicht ändert. Es hat ja auch seine Richtigkeit, dass es immer Menschen gibt, denen geholfen werden muss. Die Not ist die Grundlage des Erbarmens. In diesem Gleichnis wird anerkannt, dass die Not im Diesseits unendlich ist. Sie gleicht einer versteckten und vielfach auch verdrängten Ressource, aus der erst die Güte wächst. Flexibel sind nur die Positionen der Helfer(innen).

Vielleicht meint das Gleichnis der jüdischen Tradition folgend nämlich, dass es die Taten der Barmherzigkeit sind, die erst den Weg in ein Paradies ermöglichen. Diese Taten sind kein Verlust, sondern ein absoluter Gewinn. Auch in diesem Sinne schuldet der/die Beschenkte nichts. Er/Sie darf die Zuwendung des anderen erwarten und der/die andere darf sich glücklich schätzen, Barmherzigkeit zeigen zu dürfen. In diesem Sinn leben wir heute in einer vollkommen verdrehten Welt, in der bei jeder Hilfsleistung, bei jedem Geschenk, bei jeder Spende, ein Opfer insinuiert wird. Die Unterscheidung in Nächsten- und „Fernstenliebe“, die heute von Politiker(inne)n, auch christlichen Politiker(inne)n vertreten wird, leuchtet die Engherzigkeit eines Systems aus, das die Menschen mit der Illusion verführt, irgendetwas von seinem Besitz und seinem Vermögen, irgendetwas von seinem materiellen Glück gehöre ihm selbst; und man müsse es verteidigen. Aber das ist nicht der Fall.

In einem zusätzlichen Sinn ist die Debatte verfehlt, nämlich in der Behauptung, der Staat und die Christen könnten nicht wie der Samariter sein; dass uns das als Gemeinwesen überfordere, finanziell und kulturell. Tatsächlich kann das Gemeinwesen nicht den Samariter spielen; aber nicht, weil es überfordert, sondern weil es unterfordert wäre mit dieser Rolle! Das Gemeinwesen muss, im Gegenteil, noch viel mehr als der Samariter leisten, denn es sorgt nicht nur für die Rettung, die Behandlung und die Wiederherstellung des Kranken, sondern auch für die Verfolgung, Bestrafung und Besserung der Räuber und die künftige Sicherung des Wegnetzes. Das deutsche Zentralkomitee der Katholiken hat das genau erkannt: Ohne Barmherzigkeit, so heißt es in einer Aussendung, „geht die motivationale Grundlage für die Sozialgesetzgebung verloren. Ohne sie werden neue

Notlagen überhaupt nicht entdeckt“. Und: „Barmherzigkeit ist der Quellgrund der sozialen Gerechtigkeit.“

Ökonomische Herzkrankheiten

Egon Friedell sagte, die Weltgeschichte erzähle sich am besten in Anekdoten. Die folgende handelt von einem der berühmtesten Ökonomen jenes Systems, das die Ökonomie zu einer mathematischen und harten Wissenschaft und die Barmherzigkeit zu einer verlachten Marginalie gemacht hat, die entbehrlich ist, solange man nicht superreich ist: Milton Friedman von der *University of Chicago*. Friedman war einer der Proponenten der Chicagoer Schule der Ökonomie, also der Neoliberalen und der Neoklassiker. Wollte sich Friedman über jene Student(inn)en lustig machen, die den Staat in einer führenden Rolle beim Erhalt der öffentlichen Gesundheit und des Krankenwesens sahen, dann konterte Friedman mit der Unwirtschaftlichkeit eines solchen Ansatzes und meinte, auf seine Kritiker(innen) gemünzt: „The softer the heart the softer the brain.“ Je weicher das Herz, desto weicher das Hirn.

Das Bemerkenswerte war nicht dieser Zynismus, sondern die Erbarmungslosigkeit, mit der das von Zynismus geprägte System Friedman selbst traf. Zu Ende seiner Laufbahn erlitt er der Ökonom einen Herzinfarkt und lag im Spital. Das Gerücht von seinem Ableben machte die Runde, das Establishment geriet in Aufregung. Sogar Richard Nixon rief Friedman im Spital an und erfuhr, er sei in Genesung befindlich. Nixon sagte zu Friedman: „Ich bin froh, dass Sie das überlebt haben, ich bin froh, dass es das Herz war und nicht das Hirn.“

Das Herz unserer Gesellschaft ist also aufgegeben. Es scheint egal zu sein, ob es krank ist, solange das ökonomische Hirn, das diese wunderbare Illusion einer logischen und perfekten Wirtschaft aufrechterhält, funktioniert. Aber die politischen Konsequenzen dieses Systems sind überall spürbar. Die demagogischen Politiker(innen), die heute um Stimmen kämpfen, sind nichts weiter als die Ausgeburten einer Ökonomie der aggressiven Härte und der Konkurrenz. Viele, die nicht mehr mithalten können in der Beschleunigungsgesellschaft, fallen zurück und werden zu Mitläufer(inne)n der Meute, die mit dem System abrechnen wollen. Sie, die Rächer(innen) am System sind aber gleichzeitig seine erbarmungswürdigen Vollzieher(innen).

Wer das System ändern will, muss diese Menschen zurückgewinnen. Jede(r) Wiedergewonnene ist ungeheuer viel wert, wie es das Gleichnis vom verlorenen Sohn sagt (vgl. Lk 15,11–32). Der Evangelist liefert hier wieder ein Beispiel für eine Verdoppelung durch Güte. Auf den ersten Blick erscheint uns das Vorgehen des Vaters ungerecht. Der eine Sohn ist zu Hause geblieben und hat alles Verlangte getan, der „Undankbare“ aber bekommt ein Fest. Vom Standpunkt der Barmherzigkeit aber ist es nicht nur gerecht, den Sohn wiederaufzunehmen. Es ist auch

mathematisch vollkommen schlüssig. Es verhält sich dabei wie ein Spiel mit Kugeln, mit Gleichstand als Ausgangsbasis: 10 Kugeln im Lager der verlorenen Söhne, 10 Kugeln im Lager der Braven. Gewinnt nun der Vater bei der Geburt eines weiteren braven Sohnes einen Braven dazu, so steht es 11 zu 10. Gewinnt er aber bei Gleichstand auch nur einen aus dem Lager der Verlorenen, steht es 12 zu 10. Der barmherzige Vater hat also doppelt gewonnen.

Milton Friedmans These vom weichen Herz, das einen dummen Kopf erzeuge, ist widerlegt. Es ist umgekehrt. Der logisch denkende Vater ist der barmherzige Vater. Er gewinnt doppelt. So wie auch der hl. Martin den Mantel der Barmherzigkeit verdoppelt und nicht geteilt hat. Intelligenz ist, wie Th. W. Adorno gesagt hat, eine moralische Kategorie. Dagegen kommen nicht einmal die schlimmsten Auswüchse des Donald Trump oder seiner billigen Kopien in Europa an.